



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lang, W.: E. Zellers Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

G. Zellers Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts.

Leipzig, 1865.

Ein reicher und mannigfaltiger Inhalt, Früchte einer umfassenden wissenschaftlichen Thätigkeit sind in diesem Bande vereinigt, den wir als eine Zierde unsrer Essayliteratur begrüßen. Essay ist vielleicht in diesem Fall nicht der ganz bezeichnende Ausdruck. Man pflegt an den Essay keine eigentlich wissenschaftlichen Anforderungen zu machen, man erwartet von ihm nicht Neuheit der Ergebnisse oder selbständige Durchforschung des Gegenstands. Seine Bestimmung ist mehr diejenige, die Resultate der wissenschaftlichen Untersuchung zu anziehenden Darstellungen zu gestalten und so in weitere Kreise zu tragen; man erläßt ihm eine erschöpfende Behandlung, aber er darf sein Object gelegentlich in eine neue Beleuchtung rücken, er soll anregen oder durch kunstvolle Gruppierung dem Leser eine Quintessenz dessen bieten, wozu eindringendere Studien ihm mangeln; er ist eine Abbreviatur, und eben darum in einer Zeit, die unerbittlich immer riesigere Massen von Gedrucktem zu verschlingen hat, ohne daß die Stunde verlängert oder der Lebensdauer des Einzelnen eine Elle zugelegt wird, eine unentbehrliche und recht moderne Kunst.

Auch Zellers Aufsätze haben die Bestimmung, den Ertrag wissenschaftlicher Forschung einem größeren, nicht fachgelehrten Publikum vorzulegen. Aber es sind eigene Untersuchungen, die er in dieser Weise zum Gemeingut eines größeren Leserkreises macht. Nicht an fremde Werke, wie dies in der Regel die Sitte des Essay ist, lehnt er sich an, sondern der selbständige Forscher, der in der wissenschaftlichen Welt einen vollgiltigen Namen erworben, hält es für Recht, und wie er mit Grund hinzusetzt, für Pflicht, von den Ergebnissen der wissenschaftlichen Arbeit öffentliche Rechenschaft abzulegen. Nur der Verfasser der Geschichte der griechischen Philosophie konnte uns diese Studien über den Monotheismus bei den Griechen, über Pythagoras und Marc Aurel, nur der langjährige Mitarbeiter Baur's diese Studien über das älteste Christenthum bieten. Auch in den seltenen Fällen, wo die Anzeige eines fremden Werks

Anlaß der Abhandlung war, ergreift der Verfasser die Gelegenheit, ergänzend und näher eindringend den Gegenstand selbst zu fördern.

Es ist im Grunde das erste Mal, daß auch in diesen Fächern, die man allzulange als Sache der Kunst behandelt hat, die Fachgelehrsamkeit sich der Schulform entschlägt und mit freieren Darstellungen sich an das gebildete Denken überhaupt wendet. Frei allerdings nicht in dem Grade, daß nicht immer die Absicht der Belehrung durch den gemessenen Gedankengang sich kundgäbe. Es ist bezeichnend, daß der Verfasser es nöthig findet, für die Aufnahme des anmuthigen Scherzes: Ehrenrettung der Kantippe, den wir keineswegs missen möchten und der nichts zu thun hat mit den bekannten Ehrenrettungen, die neuerdings in die Mode gekommen sind, sich besonders zu entschuldigen. Nirgends tritt die künstlerische Absicht und Virtuosität der Form in den Vordergrund, mit welcher neuerdings z. B. französische Schriftsteller auch an religionsgeschichtlichen Stoffen mit Erfolg sich versuchten. Aber es ist überall ein besonnenes Einführen in ein für die Meisten doch immer noch fremdes Gebiet. Alle Reizmittel sind verschmäh't, der Gegenstand soll durch sich allein wirken. Der Autor verbirgt sich hinter dem ruhigen Gang der Darstellung, aber man hat den wohlthuenden Eindruck, daß ein harmonischer Geist das zuverlässigste Material sorgsam ausgewählt und wohl geordnet hat. Der Stil ist schmucklos, aber edel, die Sprache klar und durchsichtig wie die Gedanken, und wo dann die einfache Erörterung einmal durch eine subjective oder humoristische Wendung unterbrochen wird, ist die Wirkung um so größer, je ungesuchter sie sich darbietet, und je seltener sie sich einstellt.

Reich und mannigfaltig nannten wir den Inhalt. Marcus Aurelius und Renan, der platonische Staat und Baur's kirchengeschichtliche Untersuchungen, Sokrates übelbeläumdete Ehehälfte und Schleiermachers kunstvolles System scheinen von einander weitentlegene Stoffe. Dennoch wird sich der Leser bald in einer Stimmung finden, in welcher ihm das scheinbar Disparate zu einer lebendigen Einheit verknüpft erscheint. Die Darstellungen gehören theils dem Gebiet der Geschichte der Philosophie, theils dem der Theologie an. Aber wenn schon diese beiden Gebiete eng verschwifert sind, so sind sich die vorliegenden Vorträge und Abhandlungen noch näher gerückt durch den freien historischen Sinn, der sich in ihnen ausspricht, und der vor allem darauf ausgeht, durch geschichtliches Begreifen religiöser Erscheinungen zu freieren Ansichten über die Religion überhaupt zu leiten. Die Art und Weise, wie hier einzelne Erscheinungen aus der Geschichte der griechischen und der spanischen Philosophie behandelt werden, trägt hierzu nicht minder bei als die Arbeiten, welche der ältesten Geschichte des Christenthums gelten. Grade der große historische Zusammenhang, in welchem das religiöse Leben der Menschheit gestellt ist, führt am sichersten über die herkömmliche Beschränktheit der religiösen Vorstellungen hinaus, und eben

darin besteht der besondere Werth dieser einzelnen Culturbilder. Insofern kommen sie zugleich einem Bedürfniß der Zeit entgegen, das sich unabweisbar geltend macht, aber freilich, wie dies zu geschehen pflegt, auch eine Menge unberufener und ungenügender Versuche veranlaßt. Es ist gegenwärtig so viel die Rede von der protestantischen Freiheit, von der Nothwendigkeit, das Christenthum in Einklang zu setzen mit der modernen Weltanschauung, aus den überlieferten Vorstellungen das Geistige und Wesentliche herauszuschälen. Aber die wahre Befreiung des Geistes liegt doch nur darin, daß er sich über die historischen Hergänge verständigt. Nur indem wir in die historische Entwicklung des religiösen Gedankens eindringen, gewinnen wir ein Urtheil über die religiösen Fragen, welche die Gegenwart bewegen. Nur indem wir das Christenthum als etwas geschichtlich Gewordenes auffassen, es in seinen Anfängen, in seinen ersten Gestaltungen näher analysiren, wird uns die Möglichkeit, Form und Wesen, Vergängliches und Unvergängliches zu scheiden. Und ein geschichtlich Gewordenes ist uns das Christenthum nur dann, wenn wir es, wie jede andere geschichtliche Erscheinung, in den natürlichen Zusammenhang von Wirkung und Ursache stellen, wenn wir seine Elemente schon in der Geschichte des vorchristlichen Geistes verfolgen und in ihm nichts Anderes sehen, als die reife Frucht alles dessen, was die ganze bisherige Entwicklung der Menschheit vorbereitet und gezeitigt hatte. Mit der bloßen Aufklärung ist es nicht gethan: sie ist schon oft dagewesen und hat doch die Wiederkehr von Wahn und Aberglauben nicht verhindern können. Nur das geschichtliche Begreifen vermag den Einzelnen wahrhaft freizumachen und der Wiederkehr des Irrthums zu wehren.

In jenen geschichtlichen Zusammenhang versetzt uns nun gleich der erste Aufsatz über die Entwicklung des Monotheismus bei den Griechen mitten hinein. Zeller weist nach, wie die Tendenz, den Glauben an die Vielgötterei zu überwinden, durch die ganze griechische Religionsgeschichte hindurchgeht und selbst zu einer wesentlichen Voraussetzung für die Entstehung des Christenthums wird. Die allmälige Reinigung des Volksglaubens und Annäherung an den Monotheismus vollzog sich auf doppelte Weise: einmal, indem die Vorstellungen über Zeus als den Götterkönig und seine Weltregierung gesteigert und geläutert wurden, andererseits durch directe Bestreitung der Vielgötterei und der Menschenähnlichkeit. Jenes war der Weg der Dichter, dieses der Weg der Philosophen, und indem Beides zusammenwirkte, entstand jene geistigere Glaubensweise, welche seit Sokrates und Plato in immer weiteren Kreisen sich ausbreitend noch vor dem Auftreten des Christenthums überall, wohin der Einfluß des hellenischen Geistes reichte, zur Religion der gebildeten Volksklassen wurde. Indem aber die Mythen eine Reinigung und Umdeutung nach sittlichen und philosophischen Gesichtspunkten erfuhren, wurde nicht nur eine Annäherung der griechischen Religion an den jüdischen Monotheismus vor-

bereitet, wie sie sich später besonders in der alexandrinischen Schule darstellte, sondern mit den Vorstellungen von der Gottheit läuterten sich auch die sittlichen Begriffe überhaupt. Schon die stoische Schule leitete aus der Einheit Gottes ab, daß alle Menschen ihm gegenüber gleichen Wesens seien, daß sie alle als Kinder Gottes, als Bürger eines und desselben die ganze Menschheit umfassenden Gemeinwesens zu betrachten seien. Man lernte das Verhältniß des Menschen zur Gottheit als ein unmittelbares und innerliches, an keine Rationalität, keinen Stand, kein Geschlecht gebundenes auffassen, den Gottesdienst der frommen Gesinnung und des tugendhaften Lebens für wesentlich ansehen, als die nationalen Kultusformen, die priesterliche Vermittlung für den Verkehr des Menschen mit der Gottheit entbehren. Der Glaube an die Einheit Gottes und der Glaube an die Gleichheit aller Menschen und ihrer sittlichen Aufgaben bedingen sich gegenseitig; beide haben sich daher zusammen in der alten Welt entwickelt und so dem Christenthum den Boden bereitet, in welchen es den Keim einer neuen Religion und eines neuen sittlichen Lebens nicht etwa nur von außen her einpflanzen, sondern aus dem es selbst erst nach den Gesetzen geschichtlicher Entwicklung herauswachsen und seinen Nahrungstoff ziehen konnte.

Auch die Studie über Pythagoras und die Pythagoras Sage, über den geschichtlichen und den mythischen Pythagoras giebt für die Entstehung des Christenthums zu denken. Nicht bloß insofern, als der eben genannte Essäismus ein Kanal war, durch welchen nach Zellers an einem andern Ort niedergelegten Untersuchungen der spätere Pythagoräismus seinen Beitrag zum Christenthum lieferte, sondern indem hier eine Persönlichkeit geschildert ist, welche einen so bedeutenden Eindruck zurückließ, daß die Phantasie sofort das historische Bild mit seinen Thaten bereicherte, ausschmückte, idealisirte, mit dem Glanz des Wunderbaren umgab. Es ist einer der Fälle, wo, wie der Verfasser sagt, der Geschichtsforscher von mühsamen Untersuchungen nur eine kleine Ausbeute an geschichtlich gewissen oder auch nur wahrscheinlichen Thatfachen heimzubringen vermag; und je umsichtiger er den Werth und die Glaubwürdigkeit der Erzählungen prüft, um so häufiger wird es ihm begegnen, daß er nicht über das negative Ergebnis hinausgelangt, es könne sich in der Wirklichkeit nicht so verhalten haben, wie unsere Berichte behaupten, was aber eigentlich geschehen sei, lasse sich nicht mehr mit Sicherheit ausmitteln. Ohne Frucht wird freilich seine Arbeit auch in diesem Fall nicht sein. Kann sie uns auch das Wissen, welches wir suchen, nur theilweise verschaffen, so wird sie uns doch um so sicherer von dem Wahne eines vermeintlichen Wissens befreien, und müssen wir auch auf die geschichtliche Kenntniß mancher Vorgänge verzichten, so ist doch die Sagenbildung auch eine That des menschlichen Geistes, der es sich verlohnt, auf ihren oft so verschlungenen Pfaden nachzugehen.

Die Erzeugnisse der griechischen Philosophie gehören zu den vorbereitenden Elementen, welche der vorchristliche Geist dem Christenthum entgegenbrachte. Aber dies ist nicht die einzige Beziehung, welche dieselbe zum Christenthum hat. Nicht minder interessant ist, zu verfolgen, wie die griechische Philosophie, nachdem das Christenthum festen Fuß gefaßt, innerhalb desselben wieder zur Geltung gelangte und insbesondere auf die Bildung der Dogmen, aber auch auf die Gestaltung der christlichen Sitte und der hierarchischen Einrichtungen Einfluß gewann. Vom platonischen Staat insbesondere weist Zeller aufs überraschendste nach, wie derselbe die merkwürdigsten Berührungspunkte mit der Idee der altchristlichen Kirche hat. Und zwar handelt es sich nicht bloß von Analogien, von einem zufälligen Zusammentreffen, sondern es findet ein wirklicher Zusammenhang, eine Einwirkung des Früheren auf das Spätere statt. Es lassen sich noch die Zwischenglieder nachweisen, durch welche dieser Zusammenhang vermittelt ist. Die aristotelische und stoische Philosophie, deren Einfluß auf die allgemeine Bildung, das Eindringen des Hellenismus in das vorchristliche Judenthum, die jüdisch-christliche Philosophie, die Sekte der Essäer, dann die Einwirkung griechischer Speculation auf den Apostel Paulus und mehr noch auf die Theologie der Kirchenväter, dies sind lauter Momente, die man sich vergegenwärtigen muß, wenn man sich die Bedeutung des Platonismus für das Christenthum und so auch den Zusammenhang der platonischen Politik mit dem, was ihr auf christlichem Boden analog ist, klar machen will. Plato ist insbesondere, der bedeutendste Vertreter, wo nicht der Urheber jenes Spiritualismus, welcher nicht bloß den Griechen, sondern auch den Juden ursprünglich fremd, in den letzten Jahrhunderten vor Christus sich allmählig der Gemüther bemächtigt und durch das Christenthum in weiten Kreisen die Herrschaft erlangt hat. Er zuerst hat es ausgesprochen, daß die sichtbare Welt nur die Erscheinung, und zwar die unvollkommene Erscheinung einer unsichtbaren sei, daß der Mensch aus dem Diesseits in das Jenseits flüchten, das gegenwärtige Leben als Vorbereitung für ein künftiges benutzen soll, er hat jenen ethischen Dualismus begründet, welcher in der Folge der schon vorher in orientalischen Religionen und orphischem Mysterienwesen vorhandenen Askese zur wissenschaftlichen Rechtfertigung dienen mußte. Und wenn nun in vielen und eingreifenden Zügen, wie in dem Grundsatz einer privilegierten Herrscherklasse — hier die Priester, dort die Philosophen —, in der Forderung der Weltentfagung, der Unterdrückung der individuellen Freiheit, der Erziehung der Menschen für das Jenseits der platonische Staat und die christliche Kirche zusammentreffen, so ist dies höchst natürlich: die sittliche Weltansicht, welche dem platonischen Staat zu Grunde liegt, hat sich nachher, mit anderen Elementen verschmolzen, in der christlichen Kirche weiter entwickelt; wer könnte sich wundern, daß der gleiche Boden gleichartige Früchte getragen hat? Auch was das platonische Staatsideal

noch für spätere Zeiten, noch für unsere Zeit zu bedeuten habe, ist mit geschichtlichem Scharfblick und zum Theil mit Laune auseinandergefetzt. Plato hat in wesentlichen Punkten den antiken Staatsbegriff durchbrochen; wie alle bahnbrechenden Geister steht er an der Grenzscheide zweier Zeiten, und seine größten Wirkungen hat er erst in der Zukunft gehabt. Den Schreibern unsrer Kanzleien aber mag es wohlthun zu erfahren, daß auch auf ihre Existenz ein bescheidener Strahl des platonischen Geistes fällt.

Auch das Charakterbild des trefflichen Marcus Aurelius hat seinen Hauptreiz besonders in der Verührung oder vielmehr in dem Conflict, in welchen der seltene Mann sowohl als römischer Kaiser, wie als stoischer Philosoph mit der anwachsenden Macht des Christenthums gerieth. Die innige Frömmigkeit, die selbstlose Ergebung in den Willen der Gottheit, die ihn auszeichnete, das tiefe Gefühl für die Eitelkeit aller menschlichen Dinge, für die Schwäche und Sündhaftigkeit der Menschen, die Sorge für sein Seelenheil, die Reinheit seines Wandels, seine Menschenliebe ohne Grenzen, die auch der Unwürdigen und der Beleidiger nicht vergaß, — alles dies sind Züge, aus welchen man schließen möchte, daß er, sobald er mit dem Christenthum bekannt wurde, von demselben im Innersten angezogen werden mußte. Und doch war das Gegentheil der Fall. Grade unter ihm wurde gegen die Christen mit größerer Strenge verfahren, als unter irgendeinem Kaiser seit der neronischen Verfolgung. In der That schrieb ihm seine Stellung als Kaiser einer Religionsgesellschaft gegenüber, welche sich in das feindlichste Verhältniß zum römischen Staatswesen setzte, die bestimmtesten Pflichten vor. Damals nämlich sahen die Christen im römischen Weltreich nur eine widergöttliche Macht, von der sie sehnüchtig hofften und wünschten, daß der Tag nicht ferne sei, an dem Christus mit den Wolken vom Himmel herabfahrend ihr ein Ende mit Schrecken bereiten werde. Daß der Staat jemals ein christlicher werden könne, dieser Gedanke lag den ältesten Christen grade so ferne wie ihren heidnischen Gegnern. Ein Christ, sagten sie, könne kein römischer Kaiser, und ein Kaiser könne kein Christ sein. Das Staatswesen war so innig mit der Staatsreligion verwachsen, daß kein Römer beide von einander trennen konnte, und ebenso wenig die Christen. Darum suchten sie sich z. B. dem Kriegsdienst zu entziehen, sie vermieden die obrigkeitlichen Aemter, sie entzogen ihre Rechtsachen womöglich den öffentlichen Gerichten und weigerten sich, für das Wohl der Kaiser zu opfern und ihren Bildern Verehrung zu erweisen. Kein Wunder, daß sie als eine Rolle staatsgefährlicher Neuerer erschienen und daß, abgesehen von Nero, dessen Christenverfolgung keine eigentlich politischen Gründe hatte, grade die besten, nicht die schlechtesten Kaiser es waren; von welchen strengere Maßregeln gegen das Christenthum ausgingen. Die schlafferen und gegen die Staatszwecke gleichgiltigeren Naturen konnten es dulden, wer den altrömischen Staat wollte,

Zottner

der mußte es unterdrücken. Allein auch als Philosoph konnte Marc Aurel keine bessere Meinung von den Christen haben. So sehr die stoische Philosophie über den Volksglauben hinaus war, so wollte sie diesen doch keineswegs antasten. Durch allegorische Deutung suchten sie den ungereimtesten Mythen einen Sinn abzugewinnen und die Lehrsätze ihrer Physik, die Vorschriften ihrer Moral in ihnen wiederzufinden. Ebenso wußten sie den Cultus durch künstliche Theorien in eine scheinbare Uebereinstimmung mit ihrem System zu bringen. So wurden die Stoiker trotz ihres inneren Gegensatzes zur Volksreligion doch nach außen die eifrigsten Vertheidiger derselben, die ersten Vertreter einer speculativen Orthodogie, und es liegt ganz in dieser Rolle, daß Marc Aurel in der heldenmüthigen Todesfreudigkeit der Christen nichts Anderes erblicken konnte als Troß — ein Troß, den freilich er so wenig wie spätere Romantiker auf dem Thron der Cäsaren zu brechen im Stande war.

Damit verlassen wir die antike Welt. Das Christenthum hat den Kampf mit der heidnischen Weltmacht siegreich durchgeführt, aber doch nur um den Preis, daß es selbst verweltlicht wurde. Es hat keine Kämpfe mehr um seine Existenz zu bestehen, aber es hat ihm dafür an inneren Kämpfen bis auf diesen Tag nicht gemangelt. Es hat keine Blutzengen mehr in die Arenen der römischen Städte zu stellen, aber es hat selbst mit Schwert und Scheiterhaufen wider die eigenen Bekenner reichlich gewüthet. Jetzt sind diese drastischen Mittel, um die Meinungen der augenblicklichen Machthaber durchzusetzen, zwar nicht mehr in der Mode. Aber der Kampf zwischen Autorität und Geistesfreiheit, der so alt ist als das Christenthum selbst, und älter noch, ist auch heute nicht ausgekämpft, und bis auf diesen Tag hat es nicht an Märtyrern der freien Uebersetzung gefehlt, wenn auch dieses Martyrium jetzt „in der Regel nur jenes stille und unscheinbare ist, das im Erdulden beharrlicher Zurücksetzung, in dem Mangel an einem angemessenen Wirkungskreis, vielleicht auch in empfindlichen äußeren Entbehrungen besteht“, wozu dann immerhin noch von Zeit zu Zeit ein directes Einschreiten der Staatsgewalt kommt. Ein eclatantes Beispiel dieses Conflicts, der alt und doch immer wieder neu ist, eine gradezu muster-giltige Episode in diesem Kampf zwischen den Ansprüchen des Glaubens und den Anforderungen der Wissenschaft schildert Zeller in der Vertreibung Wolffs von der Universität Halle. Bekanntlich wurde dieselbe herbeigeführt durch die Pietisten, welche ursprünglich in der Bekämpfung der erstarrten Orthodogie der Philosophie vorangegangen waren, aber, sobald die Rolle der Verfolgten für sie zu Ende war, ihrerseits als Vorkämpfer der Orthodogie auftraten und nun, wie dies zu geschehen pflegt, alle diejenigen verfolgten, welche weiter gingen als sie. Der Sieg der Fanatiker dauerte indeß nicht allzu lange. Es wurde Wolff die glänzende Genugthuung zu Theil, daß Friedrich der Zweite ihn nach Halle zurückrief, und so sieht denn unser Verfasser,

der selbst seine Erfahrungen gemacht hat, in dieser Geschichte eine augenfällige Bestätigung der Wahrheit, die freilich ebenso wahr wäre, auch wenn der Fall tragischer geendet hätte, nämlich: daß es nichts hilft, den Bedürfnissen der Zeiten und der Völker sich gewaltsam entgegenzustemmen, daß das Irrige und Verkehrte, an dem es freilich auch auf wissenschaftlichem Gebiet nie fehlen wird, nur durch die bessere Einsicht selbst, nicht durch Lehrverbote, Verfolgung und Zurücksetzung widerlegt wird, und daß der Geist der Geschichte noch immer die Werkzeuge gesunden hat, durch welche er alles, was in der rastlos fortschreitenden Entwicklung der Menschheit begründet war, unfehlbar und zur rechten Zeit durchsetzte.

Das letzte Charakterbild aus der Geschichte der Philosophie ist J. G. Fichte, und zwar der Entwicklung seiner politischen Ansichten und seiner Bedeutung für die Erhebung der deutschen Nation. Die lichtvolle Auseinandersetzung von Schleiermachers theologischer Eigenthümlichkeit und seinem religiös-philosophischen System bildet dann den Uebergang zur zweiten Gruppe: wir befinden uns jetzt auf dem Boden der neueren Theologie, bei den Untersuchungen über das älteste Christenthum, bei den Männern und Schriften, welche in den letzten Jahrzehnten in dieser Richtung vorzugsweise eingegriffen haben.

Hier ist es nun die warme und geistvolle Charakteristik F. Ch. Baur's, welche vor allem fesselt. Zeller hat nicht nur persönlich, sondern auch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten dem Haupt der tübingen Schule am nächsten gestanden, und so war er zu dieser Aufgabe berufen wie kein anderer. An der biographischen Schilderung kommt zugleich ein bedeutender, ja ohne Frage der wichtigste Abschnitt aus der Geschichte der neuesten Theologie zur Anschauung, und indem an der ausgebreiteten literarischen Thätigkeit Baur's die allmälige Entwicklung seiner Geschichtsansicht verfolgt wird, erhält der Leser zugleich von der Entstehung und dem Gang der Forschungen, welche jetzt in dem Interesse der Gegenwart eine so wichtige Stelle einnehmen, eine genauere Vorstellung. Nur über den Inhalt dieser Forschungen, namentlich was die neutestamentlichen Schriften, ihre Entstehung, ihre Lehrverschiedenheiten, dann was einzelne Sagenbildungen aus der nachapostolischen Zeit betrifft, hätten wir aus Anlaß der beiden Hauptwerke Baur's über die kanonischen Evangelien und über den Apostel Paulus ein eingehenderes Referat gewünscht. Wer selbst mitten in diesen Untersuchungen steht, setzt leicht als bekannt voraus, was dem größeren Publikum immer noch böhmische Dörfer sind, und behandelt sie summarisch, wo doch eine gemeinverständliche Reproduktion vom höchsten Werth wäre. So hat z. B. auch Krauß in seiner sonst so eingehenden Einleitung zum neuen Leben Jesu bezüglich des Johannesevangeliums einfach auf die epochemachende Kritik Baur's verwiesen, während doch dem nicht fachgelehrten Publikum noch nirgends Gelegenheit geboten ist, sich mit diesem entscheidenden Punkt näher vertraut zu machen. Hier

steht immer noch ein weites Feld offen für die Aufgabe, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung zu popularisiren.

Dankbar aber werden nun alle, welche Baur, sei es als Freunde oder als Schüler oder auch nur aus seinen Schriften kennen gelernt haben, sich des herrlichen Bildes erfreuen, welches Zeller von der Persönlichkeit des bedeutenden Mannes entworfen hat. So sichtbar die wärmste Liebe hier die Feder geführt hat, so geben doch alle diese sorgsam zusammengetragenen Züge nur rein und unverschönert das Bild wieder, wie es in der Erinnerung aller lebt, die dem vor fünf Jahren hingegangenen Meister irgendwie nahegekommen sind. Dies war ja das besonders Auszeichnende an Baur, daß hier nicht bloß eine seltene Gelehrsamkeit und ein geistvoller Forschertrieb zur Bewunderung reizte; sondern mit dem Umfang seines Wissens und der Kraft seines Geistes verband er eine Trefflichkeit des Charakters, einen Adel der Gesinnung, einen Reichthum des Gemüths, wie sie selten in so wohlthuender Vereinigung gefunden werden. Streng gegen sich selbst, von ängstlicher Gewissenhaftigkeit und unwandelbarer Pflichttreue, immer nur an die Sache, nicht an sich denkend, bot er das Bild einer alterthümlichen Gediegenheit und Rechtschaffenheit. Der Mittelpunkt alles seines Thuns aber, die eigentliche Leidenschaft seines Lebens war die wissenschaftliche Erforschung der Wahrheit. Zum Forscher und insbesondere zum Geschichtsforscher hatte ihn seine Naturanlage und sein Bildungsgang in ungewöhnlichem Maß ausgerüstet. Eiserner Fleiß und vortreffliches Gedächtniß, ein Scharfsinn, der die Oberfläche der Dinge zu durchdringen, verborgene Beziehungen und Gegensätze aufzuspüren wußte, und ein inneres Anschauungsvermögen, welches ihn in den Stand setzte, die Bruchstücke der geschichtlichen Ueberlieferung zu einem lebendigen Ganzen zu verknüpfen, die geistigen Zustände vergangener Jahrhunderte nachzubilden, die skeptische Vorsicht des Kritikers und die Weite des Gesichtskreises, die ihn alles aus umfassenden Gesichtspunkten betrachten, überall allgemeine Gesetze, durchgreifende Zusammenhänge suchen ließ, kamen ihm hierbei gleichmäßig zu statten. Und was ihm noch mehr als alles andere seine wissenschaftlichen Erfolge verbürgte, das war jene innere Hastlosigkeit, die ihm nicht erlaubte, bei irgendeinem Ergebnis als einem letzten stehen zu bleiben, jener Trieb nach Vervollkommnung, so daß er nie aufhörte zu lernen und fortzuschreiten, jede Annahme immer neu prüfte und aus jeder Entdeckung sofort eine Stufe zu weiterer Forschung zu machen suchte. Alles in allem — die deutsche Gelehrten-gallerie ist durch diese Darstellung um eines der schönsten historischen Porträts bereichert.

Und welches sind denn nun die Grundsätze, denen Baur mit seinen wenigen Schülern in der Wissenschaft Bahn brach? Welches ist seine Stellung in der Geschichte der neueren Theologie? Diese Frage erhält noch ihre besondere eingehende Antwort in der Abhandlung über die tübinger historische

Schule. Das Recht der tübinger Schule ist kein anderes als das der Wissenschaft überhaupt. Ihr eigenthümlicher Charakter ist eben der, daß sie die Stoffe, für welche man bis dahin eine ganz besondere, von dem sonst anerkannten wissenschaftlichen Verfahren abweichende Behandlung verlangt hatte, ihrerseits nicht nach theologischen, sondern nach reingeschichtlichen Gesichtspunkten behandelt. Sie erkennt nicht an, daß es einen doppelten Maßstab der Wissenschaft giebt, einen für religiöse Dinge, und einen für profane. Sie geht von dem Grundsatz aus, daß die Annahme von Wunderbarem und Uebernatürlichem, im Gegensatz gegen das nach natürlichen Ursachen und Wirkungen Geschehende, alle Geschichtsbetrachtung aufhebt und illusorisch macht, und daß ebenso wenig der Anfang als der Fortgang einer geschichtlichen Erscheinung auf ein besonderes Eingreifen einer übernatürlichen Hand zurückgeführt werden kann, auf ein Durchbrechen der sonst ausnahmslos geltenden Gesetze. Sie erhebt die Forderung, daß eine Sammlung von Schriften, die uns aus dem Alterthum überliefert sind, dem überall sonst angewandten Verfahren der wissenschaftlichen Kritik nicht darum entzogen werden darf, weil diese Schriften in der Ueberlieferung als göttlichen Ursprungs gelten. Sie verlangt es als Recht der Wissenschaft, diese Ueberlieferung selbst zu prüfen, die fraglichen Schriften als literarische Producte ihrer Zeit zu betrachten, deren Verfasser nicht vom heiligen Geist sich in die Feder dictiren ließen, sondern bei ihrer Schriftstellerei von den Interessen und Tendenzen ihrer Zeit bewegt, von den Parteiverhältnissen beeinflusst waren. Sie führt endlich den Grundsatz durch, daß nur durch die sachliche Analyse der einzelnen Schriften, sofern daraus eben die Einsicht in die verschiedenen Tendenzen eröffnet wird, welche die urchristliche Zeit in fortwährendem Kampf, in fortwährender Entwicklung bewegten, sofern dieselben also als Selbstzeugnisse der Parteien, als Documente der damaligen religiösen und kirchlichen Verhältnisse betrachtet werden, ein wirkliches Geschichtsbild vom ältesten Christenthum gewonnen werden könne, das bisher einseitig nach schon fertigen dogmatischen Gesichtspunkten aufgebaut zu werden pflegte. Kurz, man darf die Grundsätze der tübinger Schule nur nennen, so ist auch die Frage nach ihrem Recht beantwortet. Baur hat es auch gradezu ausgesprochen, daß die Grundsätze seiner Geschichtsbetrachtung gar nichts Neues, daß sie nur dieselben seien, die sonst in aller Welt für selbstverständlich gelten. Neu war nur ihre Anwendung und rücksichtslose Durchführung auf einem Gebiet, das bis dahin die zünftige Theologie als ihre Domäne betrachtete und Baur erst für die Geschichte gewann. Insofern ging die tübinger Schule allerdings wesentlich hinaus über die theologischen Traditionen, wie sie auch in ihrer äußeren Verbreitung den Weg von den Theologen zu den Nichttheologen genommen hat. Aber es war zugleich die innere Entwicklung der modernen Theologie selbst, welche zu diesem Standpunkt hindrängte, wie Zeller besonders an dem Verhältniß von Baur zu Strauß aufs

klarste nachweist. Im Uebrigen gehört die Erörterung der schriftstellerischen Verhältnisse in der christlichen Urzeit, der Einblick, welchen Zeller in die Bedingungen der Mythenbildung gewährt, zu den ganz besonders werthvollen Abschnitten dieses Aufsatzes.

Bekanntlich war die Kritik der neutestamentlichen Schriften und die Erforschung der beiden ersten Jahrhunderte das eigentliche Feld der tübinger Schule. Dagegen ist die Person unsres Religionsstifters selbst weder von Baur noch von seinen Schülern zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht worden. Baur und Strauß hatten sich gleichsam in die Arbeit getheilt. Jener griff mit seinen Untersuchungen grade da ein, wo nach dem Erscheinen des straußschen Lebens Jesu die empfindlichste Lücke sich fühlbar gemacht hatte, und als diese Arbeiten zu einem gewissen Abschluß gelangt waren, war es wiederum Strauß, der mit dem Ertrag der seitherigen Forschungen die erneute Bearbeitung des Lebens Jesu unternahm. Diese ist so gewissermaßen die reife Frucht der ganzen wissenschaftlichen Bewegung, zu welcher Strauß selbst durch sein Erstlingswerk den Anstoß gegeben hatte. Und wie nun Strauß, was die literarische Kritik des neuen Testaments betrifft, im Wesentlichen die Resultate der Tübinger billigt und aufnimmt, so ist es umgekehrt jetzt die tübinger Schule, welche zur straußschen Darstellung des Lebens und der Persönlichkeit Jesu ihre Zustimmung erklärt. Die Abhandlung Zellers über Strauß und Renan ist ohne Frage das Bedeutendste, was über die beiden vielbesprochenen Werke geschrieben worden ist. Trotz aller Vorzüge, die er an Renans Schrift bereitwillig anerkennt, lautet sein Urtheil dahin, daß nur die straußsche dem heutigen Stand der wissenschaftlichen Evangelienkritik völlig entspricht und sie von diesem Stand aus einen erheblichen Schritt weiter zu führen geeignet ist. Dabei erfreut dann im Einzelnen manche feine Bemerkung, manche Ergänzung oder auch Modification; so z. B. in Betreff der Evangelienbildung, der Auferstehungssage, in Betreff des Glaubens Jesu an seine Wiederkunft, welchen Zeller durch eine sinnreiche Combination gegen Strauß zu retten glaubt.

Der Raum fehlt, um nun auch noch von der zusammenhängenden Darstellung des Urchristenthums, so wie wir wünschten, zu reden, und wir beschränken uns auf die Wiederholung der Bemerkung, daß auf diesem Gebiet noch eine ganze Fülle von monographischen Stoffen der Feder eines Bearbeiters wartet, der in so glücklicher Weise mit der vollendeten Beherrschung des gelehrten Materials eine anziehende Darstellung verbindet. Das Beispiel der Franzosen, welche durchaus mit dem diesseits des Rheins erarbeiteten Material arbeiten, aber es sofort in glänzende Geschichtsbilder umzusetzen und so zu popularisiren verstehen, sollte bei uns nicht verloren sein. Ich erinnere nur an die vortrefflichen Essays von A. Réville über Nero den Antichrist, über Clemens von Rom, Tertullian und den Montanismus, Jrenäus und die Gnostiker,

Apollonius von Tyana u. s. w., lauter Versuche, die sich nicht an die Theologen, sondern an die gebildeten Laien wenden, und welchen wir noch so wenig Aehnliches an die Seite zu setzen haben.

Uebrigens knüpft sich an die Abhandlung über das Urchristenthum noch ein besonderes Interesse. Ursprünglich im Jahr 1844 für die Jahrbücher der Gegenwart geschrieben, war sie der erste Versuch, die Ansichten der tübinger Schule in einem Geschichtsbild für ein größeres Publikum zusammenzufassen. Damals aber waren viele der wichtigsten Werke der Schule, welche erst das Einzelne näher begründeten und feststellten, noch nicht erschienen. Baur's Hauptwerke zur neutestamentlichen Kritik und Schwegler's nachapostolisches Zeitalter fielen erst später, von anderen Schriften der Schüler und Gegner nicht zu reden. Und dennoch konnten, als Zeller nun nach 21 Jahren die Arbeit wieder vornahm, der Gang der Abhandlung, ihre Hauptzüge und Hauptresultate unverändert bleiben. Hatten auch die zwischenliegenden Untersuchungen im Einzelnen Manches berichtet, manche Erscheinung schärfer charakterisirt, so hatte er doch nichts Wesentliches von seinen Ansichten zurückzunehmen, und mit Recht erblickt er darin „ein Zeichen für die Haltbarkeit der Grundlagen, auf denen unsre Anschauung von der Geschichte des ältesten Christenthums ruht“. Und so mahnt uns diese Abhandlung lebhaft an die Schicksale, welche die tübinger Schule überhaupt gehabt hat. Was hat denn nun jenes System der kränkenden Zurücksetzung, der hochmüthigen und schmählichen Angriffe genügt, mit welchem man die wenigen Männer verfolgte, die damals treu zu Baur hielten? Was hat es genügt, daß man sie ängstlich von den theologischen Lehrkanzeln fernhielt, sie in Stellen und Beschäftigungen drängte, die ihnen ursprünglich fern lagen, daß man höhnisch auf ihre kleine Zahl wies, welcher die imponirende Allgemeinheit des Widerspruchs von Seiten der officiellen Theologie entgegenstehe, daß man die baur'sche Geschichtsansicht, die man nicht widerlegen konnte, durch turbulentes Ueberschreien abthun wollte? Unwillkürlich erinnert man sich eines schneidenden Wortes, das A. Schwegler in einer Polemik vom Jahr 1846 geäußert hat. Gereizt durch einen jener gehässigen Angriffe schrieb er: „Glücklicherweise hängt die geistige Entwicklung der Gegenwart jetzt nicht mehr von den Theologen und der Besetzung der theologischen Lehrstellen ab: unaufhaltsam und unbekümmert um die officielle Vertretung der Wissenschaft schreitet das geistige Leben fort, und die unausbleibliche Folge des jetzigen Systems wird nur die zunehmende Einflußlosigkeit der Universitäten auf die öffentliche Meinung sein.“ Heute ist unter Urtheilsfähigen kein Streit mehr über die Bedeutung der historischen Schule. Selbst in theologischen Kreisen ist im Lauf der letzten zwanzig Jahre manche Illusion geschwunden, der Widerspruch ist bescheidner geworden und versucht zu capituliren, ja es mehrten sich innerhalb der Zunft die Zeichen bedenklichen Abfalls. Aber auch wenn der Widerspruch ge-

schlossener, consequenter, selbstgewisser wäre, wenn der Zerfall der orthodoxen Meinungen nicht offen am Tag läge, so wäre dennoch an eine Verdrängung der rein historischen Ansicht über das Urchristenthum nicht mehr zu denken. Das Publikum, an welches sich Strauß mit seinem Leben Jesu, Zeller mit dem vorliegenden Bande wendet, ist nicht mehr das theologische. Ohne Störung durch die Machtsprüche der Autorität bahnen sich die wissenschaftlichen Entdeckungen ihren Weg. Geht es nicht mit den Theologen, so geht es ohne sie. Was damals die Errungenschaft eines kleinen Kreises in der tübinger Neckarhalde war, ist heute das Gemeingut von Tausenden, weit über die deutschen Grenzen hinaus. Was damals unter heftigstem Widerspruch sich Bahn brechen mußte, kann heute ruhig und leidenschaftslos und ohne Polemik als der gesicherte Ertrag der Wissenschaft den Gebildeten des Volks dargeboten werden. Denn, um dies noch zu sagen, nichts kennzeichnet vielleicht mehr den gewonnenen Sieg in der öffentlichen Meinung und die harmonische Reife der hier niedergelegten Welt- und Geschichtsbetrachtung, als die Abwesenheit aller Polemik und der ruhige, überlegene, über die Leidenschaften des einstigen Kampfes weit hinausgehobene Ton in unfrem Buche, das wir nun nicht erst nöthig haben den Lesern angelegentlich zu empfehlen.

W. Lang.

Neue Romane.

Doppelleben. Roman von Wilhelmine v. Hillern, geb. Birch. Zwei Bände. Berlin, 1865. Verlag von Otto Janke.

Die Tochter einer Schriftstellerin, welche fast durch ein Menschenalter auf unsrer Bühne geherrscht und Hunderttausenden vor dem bunten Vorhange Lachen und Thränen befohlen hat, ist auch der grämlichen Base Kritik keine fremde Gestalt. Wer sie vor Jahren auf unsern Bühnen sah, wie sie als Mädchen zuerst ihr Talent versuchte, der hat wahrscheinlich dem, was sie damals bot, eine besondere Art von Theilnahme bewahrt; denn schon bei ihrem ersten Auftreten zeigte sich ein leidenschaftliches Streben nach den höchsten Wirkungen, und der Anfängerin gelangen bei unvollständiger Herrschaft über Organ und Glieder manche der gewaltigsten Momente in einer Weise, welche eine ungewöhnliche Frauenkraft bekundete. Sie vertauschte die Bühne mit